

Frauen, — es gehört alles dem anderen, dem Erben. Für ihn gab es nur harte Worte und Verachtung. Da war auf einmal das Elend in ihm stark geworden wie ein Leopard, hatte seinen Willen überwältigt, seine Hände regiert, aber der Bambusknüttel dort lag schon in der Hütte, mit dem er die ganze Familie verprügelt und viel Hausrat zertrümmert hat; mitgebracht hatte er ihn nicht, er war friedfertigen Herzens gekommen.

Bis zum Ende dieser einen Vernehmung waren anderthalb Stunden vergangen, draußen hörte ich meinen ungeduldigen Schofför mit europäischer Nervenlosigkeit nach mir hupen, er ließ in diese erhabene Stille hinein dröhnend den Motor laufen, ich konnte nicht bleiben, so gern ich den herzlosen Bruder, den Chor liebloser Schwägerinnen erlebt hätte.

*

Der District-Commissar, jung, sachlich, gewandt, führt mich in sein Gefängnis. Es ist ein festungsähnlicher Bau, ein hoher, kreisrunder Steinwall, zwei Posten schildern vor dem eisernen Tor, draußen prangt die Natur, grüne Weiden und reiche Pflanzungsgärten. Ein Fluß zieht sich durchs Tal mit schäumenden Wellen, die Luft ist voll von guten, frischen Düften. Drinnen im Gefängnis sieht es blank aus wie in einer Kaserne. Der größte Teil des unbedeckten Raumes ist unbebaut, ein offener Hof, in dem die Gefangenen allerlei Arbeit verrichten, essen, sich sonnen; ringsum sind an den Steinwall Hütten gebaut, die wenig Kerkerhaftes haben, das sind ihre Zellen ohne Gitter. Gefährliche Burschen können mit Ketten an einen Haken geschlossen werden, aber in diesem Gefängnis, das mit etwa dreißig Gefangenen belegt ist, gibt es zur Zeit nur einen Sträfling, der nicht zur Arbeit ins Freie geführt wird und die Qual der Kette trägt. Ihn besuche ich zuerst, den Mörder. Er hockt auf dem Boden, den Rücken gegen sein Lager gestützt, und liest die Bibel. Er ist wenig über Zwanzig, straff gebaut, sauber und gekämmt, so traurige Augen wie die seinen kann man nur im Raub-

tierkäfig einer Menagerie sehn. Er steht auf und macht Salaam vor mir, die Kette an seinem Fuß klirrt, ich komme mir plötzlich grenzenlos roh vor, weil ich ihn besuche. Ich denke, irgendein gutes Wort muß mir kommen: aber so viele Worte beherrsche ich ja nicht, ich bin furchtbar arm vor diesem Menschen und stottere alberne Fragen.

„Du sprichst Kisuaheli, Freund?“

„Ja, Herr.“

„Und kannst lesen, schreiben?“

„Ja, Herr.“

„Du liest gern in der Bibel?“

„Ja, Herr.“

„Wieviele Jahre mußt du hierbleiben?“

„Mingi sana, mingi sana“, sagt er so tonlos, daß ich weiß, er kann sich das Ende seiner Haft nicht vorstellen. Neger begreifen ja nur geringe Zahlen, was mehr als etwa zehn ist, ist „mingi sana“, das heißt: undenkbar viel.

Leere Hände, leere Worte, ich schäme mich. Dann fällt mir wie vom Himmel das große Wort ein, das den fatalistischen Schwarzen, Heiden wie Christen, in jeder Not und auch im Tode tröstet: „Amri ya Mungo“, „Es wird Gottes Wille sein“.

Er sieht mich ergriffen an: „Ja, Herr, Amri ya Mungo.“ Das hat er sich tausendmal gesagt, als der Strick ihm nahe war, als er gepeitscht wurde, an die Kette geschmiedet wurde.

Im Hof ist Appell, die Gefangenen stehen in einem Glied, und zu Füßen eines jeden setzt ein Kalfaktor das Essen auf die Erde, eine Emailletasse voll Suppe und einen Laib einer roten Masse aus Brot- und Bananenteig. Die meisten stehen soldatisch da, mit freien Blicken, sie haben den Vormittag über in kleinen Trupps auf der Straße gearbeitet und freuen sich auf das Mahl. Vor den „Hohen Herren des Kerkers“ und den schwarzen Wärtern scheinen sie keine Angst zu haben. Nur einer, ein ganz junger Bursche, rollt grauenhaft die Augen und wirft die Lippen wie ein Epileptiker.